

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General=Anzeiger für Schlesien und Posen“

Diplomatie

Skizze von J. Ewald.

Berecht. Uebertragung aus dem Dänischen von E. Münster.

(Nachdruck verboten.)

Vor ein paar Jahren hatte es angefangen, mit einem leidenden Ausdruck in seinem Gesicht und der mitleidig zärtlichen Frage ihrerseits: „Bist Du krank, lieber Mann?“

„Ach, es ist nicht der Rede wert,“ hatte er düster geantwortet. „Aber, liebe Else . . ., wenn ich sterben sollte . . . die Versicherungspolice liegt bei meinem Anwalt . . ., und das Sparkassenbuch im Geheimfach meines Schreibtisches lautet auf Deinen Namen . . .“

Die arme, kleine Frau war vor Schreck totenbleich geworden.

„Warum sagst Du das alles, August, bist Du denn wirklich krank?“

„Glaubst Du, ich würde klagen, wenn ich nicht krank wäre?“

„Aber um des Himmels Willen, soll ich dann nicht gleich an den Arzt telephonieren?“

„Nein, ich danke. Sollte meine Stunde geschlagen haben, so muß ich mich eben mit dem Unvermeidlichen abfinden.“

„Ja, aber was fehlt Dir denn, August?“

„Ich habe alle Symtome einer Bauchfellentzündung. Aber laß uns abwarten. Es ist ja doch ganz gleich, was wir tun.“

Frau Else hatte eine schlaflose Nacht. Am nächsten Morgen stand sie zeitig auf. Ruhelos ging sie in den kalten Stuben umher, voll Sorge auf das erste Zeichen von ihm wartend . . .

Nun hörte sie ihn laut gähnen und aus dem Bette springen. Zitternd vor Angst und Kälte sank sie auf einen Stuhl und da — wahrhaftig, er sang! Jetzt flog die Tür auf, und er kam heraus.

„Guten Morgen, Herzchen! Wollen wir nicht das schöne Wetter benutzen und ein bißchen spazieren gehen? Wenn Du mit dem Morgenkaffee warten kannst, trinken wir ihn draußen im Tiergarten.“

Sie sah ihn nur an . . . Und dann tat sie das, was alle Frauen so meisterlich verstehen: sie verschloß alle ihre Gedanken und Empfindungen im innersten Kämmerlein. Sie hatte eine gesunde, natürliche Wut auf den Mann, aber sie sagte nichts und ging mit ihm spazieren. Und nun verging ein ganzer Monat, ohne daß ihm etwas fehlte . . .

Aber dann bekam er eine Erkältung und etwas Husten. Nach drei Tagen hatte August eine Tuberkulose festgestellt. Und als er eines Tages noch dazu auf einer Bananenschale ausrutschte und sich ein paar Schrammen auf der Hand zuzog, befürchtete er einen Wundstarrkrampf und machte mit seinem Anwalt ein neues Testament . . .

Aber bei einem Fest mit Tanz im Grünen hatte er das Pech, sich großartig zu amüsieren, wobei er seinen todgeweihten Zustand völlig vergaß.

Frau Else sah nur zu. Jetzt kannte sie ihn, und sie seufzte oftmals im stillen Kämmerlein: Wie kann ich ihn heilen? Nicht von all den Krankheiten, die er ebenso schnell vergaß, wie sie gekommen waren, sondern von dieser elenden, erbärmlichen Angst, die seinen Sinn beherrschte und das Leben in dem kleinen Heim unerträglich machte.

Die Zeit verging.

Im Oktober verspürte er plötzlich heftige Schmerzen in der linken Seite und erklärte, daß er bestimmt eine Blinddarmentzündung hätte. Sie warf ihm einen kleinen, boshaften Seitenblick zu und sagte: „Mein guter Junge, der Blinddarm sitzt aber rechts. Wenn Du also nicht gerade ganz abnorm gebaut bist, mußt Du schon eine andere Diagnose stellen!“

Er war tief gekränkt und schwieg. Aber am nächsten Tage konnte er ihr erzählen, daß der Schmerz auf die rechte Seite übergegangen war. Nun würde sie wohl nicht mehr an dem Ernst der Sache zweifeln . . .

Aber jetzt war bei Frau Else das Maß voll. Kalt und forschend sah sie ihn an: „Ich glaube, daß Du recht hast!“ sagte sie. „Diesmal scheint es wirklich Ernst zu sein! . . . Sag mal, Du hast doch hoffentlich immer regelmäßig Deine Lebensversicherung bezahlt? Wie hoch ist sie übrigens?“

„Ich . . . ich glaube . . . 20 000 . . .“

„Es ist unverantwortlich, daß Du nicht höher versichert hast, August! Was sind denn schon die Zinsen von 20 000? Was soll ich denn anfangen, wenn ich gezwungen würde, zu arbeiten? Ich kann doch die Kinder nicht versorgen, wenn ich gleichzeitig meinen Lebensunterhalt bestreiten müßte! Daß Du daran nicht gedacht hast! . . . Aber geh nur jetzt zu Bett, Du hast sicher hohes Fieber.“

„Ja, aber . . . so schlimm wird es doch nicht sein . . .?“

„Siehst Du, jetzt hast Du so lange von Deinen Krankheiten geredet, daß Du gar nicht mehr daran glaubst, wenn es wirklich gefährlich ist. Du brauchst ja nur in den Spiegel zu gucken! Ganz blaß bist Du, und der Schweiß steht Dir auf der Stirn . . . Jetzt, wo meine und der Kinder Zukunft auf dem Spiele steht, wirst Du es mir überlassen zu handeln. Ich werde sofort nach dem Arzt schicken. Sind die Schmerzen schon schlimmer geworden? Du mußt mäuschenstill auf dem Rücken liegen . . .“

Da lag er nun. Ihr kalter, klarer Blick hatte ihn bezwungen. Er war wehrlos. Sonst hatte sie ihn immer geneckt und verspottet, über alle seine Klagen gelacht! Das hatte ihn in seiner Rolle als Märtyrer bestärkt. Aber jetzt . . .? Kalt und geschäftsmäßig betrachtete sie den Fall. Verschwunden war alle frauliche Angst. Und wie sie redete!

„Du wirst Dich genau nach meinen Anordnungen richten! Eine ordentliche Blinddarmentzündung hast Du, aber es ist nicht schlimm, wenn das Uebel rechtzeitig entfernt wird! Heutzutage stirbt kaum Einer von Hundert an einer Blinddarmoperation! Du mußt sofort ins Krankenhaus. Natürlich bist Du feige wie alle Männer und zitterst bei dem Gedanken an eine Operation. Aber ich gestatte mir zu bemerken, daß meine und meiner Kinder Zukunft auf dem Spiele steht, wo Du so schlecht für uns gesorgt hast! . . Lieg ganz still, ich telephoniere gleich nach dem Doktor. Und dann wirst Du ihm genau beschreiben, wo die Schmerzen sind. Nicht wahr, es tut auch weh, wenn Du hustest? Dachte ich mirs doch, genau wie bei meiner Kusine, als sie die schwere Blinddarmentzündung hatte . . .“

Am ganzen Körper zitternd, in Schweiß gebadet, verbrachte August die Viertelstunde bis zur Ankunft des Arztes. Dieser hatte vorher mit Frau Else gesprochen, machte ein sehr bedenkliches Gesicht und schrieb den Schein für das Krankenhaus . . . . Dann war er gegangen.

Der arme August biß die Zähne zusammen. Die Luft war erfüllt von blanken Messern, er roch schon den Aether, sah die Aerzte in ihren weißen Kitteln, fühlte den harten Operationstisch unter sich.

Da setzte er sich zähneklappernd, aber energisch im Bett auf. „Nein,“ sagte er, „nein! Ich habe keine Schmerzen mehr, Du weißt doch, Elschen, daß ich Hypochonder bin und mir immer alle möglichen Krankheiten einbilde. Aber von jetzt an soll das anders werden. Gib mir meine Sachen. Ich will aufstehen, denn mir fehlt nicht das Geringste.“

. . . Sonderbarer Weise ist seine Gesundheit ganz ausgezeichnet gewesen in dem halben Jahre, das seitdem vergangen ist.

Klein-Lillys erster Rutsch.

Der „Flugbericht“ eines Vaters von André v. Kun.

(Nachdruck verboten.)

„Eigentlich schmecken sie wie Honigbonbons“, fällte Lillychen ihr sachliches Urteil über die sauren Drops, die sie mit fabelhafter Geschwindigkeit Stück für Stück in ihrem kleinen Munde verschwinden ließ. Ich war maßlos erstaunt. Denn erstens schmekken saure Bonbons erfahrungsgemäß ganz anders als Honigplätzchen, und zweitens befanden wir uns in einer Höhe von rund 600 Metern. In dem einmotorigen Junkers=Flugzeug D 565. Unweit von Liegnitz. Auf der Luftreise zwischen Breslau und

Berlin. Von der ich mir versprach, sie würde Lilly fabelhafte Eindrücke vermitteln . . .

Die Vorgeschichte des denkwürdigen Aufstiegs war schlicht und einfach. „Wenn schon dieser Kapitän Orlebar, oder wie er sonst heißt, eine Stundengeschwindigkeit von 561 Kilometern erreichte, dann wäre es wirklich angebracht, daß auch Deine Tochter einmal fliegt," meinte meine Frau im Brustton der Ueberzeugung. Ich sah zwar keineswegs ein, was der Rekord des englischen Piloten mit Lilly zu tun hätte, fügte ich mich aber (als friedliebender Mensch) wortlos dem Willen von Lillys Mutter. Und so bestieg Klein-Lilly im Alter von sechs Jahren und achtunddreißig Tagen an einem schönen Herbsttage die flugplanmäßige Verkehrsmaschine, um knappe zehn Minuten später Fachvorträge über saure Bonbons zu halten. Kurz nach Liegnitz waren aber meine Süßzeug-Vorräte ausgegangen, und nun widmete sich der sechsjährige Fluggast zwangsläufig endlich dem Fluge selbst. „Der Flieger-Onkel soll zusehen," ließ sie sich zuvörderst vernehmen, „daß die Maschine schaukelt!" Diesen frommen Wunsch hat bisher bei Zeus noch kein Passagier geäußert. Und der Flieger-Onkel konnte ihn auch nicht gut erfüllen, denn zu Klein-Lillys Pech und meinem Glück hatten wir ideale Windstille, so daß der Metallvogel mit geradezu majestätischer Ruhe; scheinbar gänzlich bewegungslos die Luft „schnitt," ohne auch nur ein einziges Mal zu „sacken." Lilly war schwer enttäuscht und widmete sich in der nächsten Viertelstunde einem Butterhörnchen von ansehnlicher Größe. Anschließend wollte sie sich mit dem Piloten unterhalten und diesen zur Rechenschaft ziehen, warum ihr kein Fahrschein verabreicht worden war. Gab sich jedoch mit meiner Erklärung, die Karten seien bereits vor dem Start ordnungsgemäß abgegeben worden, zufrieden, unterzog die gelben Flugscheine einer eingehenden Prüfung und schickte sich — wohl aus Langeweile — an, die zum ersten Male in ihrem jungen Leben verlassene Erde unter uns zu kritisieren. Ein D-Zug „raste" vorbei, und Lilly stellte mit stolzer Genugtuung fest, daß die Lokomotive nicht größer sei als ihre eigene aus Schokolade, die sie vor zwei Jahren von Tante Lizzie zum Geburtstage geschenkt bekam. „Und die Häuser sind genau so winzig wie in Liliput," rief sie nach gründlicher Musterung beglückt aus. Woraus klar und deutlich hervorging, daß sie mit den Werken von Jonathan Swift bereits vertraut war . . .

Bald beendete aber Lilly-Maus die Generalinspektion der Mutter Erde und begann zu meiner nicht geringen Verwunderung nicht mehr nach unten, sondern nach oben Umschau zu halten. Sie suchte, wie es sich herausstellte, die Engelein, die — ebenfalls in der Luft herumfliegen sollen. Gerade als ich ihr das große Ehrenwort geben wollte, heutzutage gäbe es keine Engel mehr, huschte glücklicherweise die Gegenmaschine vorbei. Lilly meinte, die führe jetzt die monierten Himmelsdamen „spazieren", weil sie so brav ihren Nachmittagskaffee getrunken hätten. In der Gewißheit, die sogenannte neue Sachlichkeit würde meine kleine Tochter sowieso viel zu früh kennen lernen, unterließ ich wohlweislich, sie über ihren verzeihlichen Irrtum aufzuklären. Um so mehr, als sie allmählich ihren Spaß beim Fliegen fand, indem sie feststellte, daß die Sitzplätze ebenso numeriert seien wie in der Eisenbahn und daß die fürsorgliche Fluggesellschaft genügend Papier für artige Kinder zur Verfügung stellte. Meinerseits freute ich mich nicht wenig, die — fertigen Tüten vorzufinden, andernfalls hätte ich sie ja erst aus Zeitungspapier formen müssen.

Des Spieles mit den Papierdüten müde, machte sichs Klein-Lilly bequem, schloß die dunklen Aeuglein und schlief ohne weitere Umstände ein. Auf ihrer ersten Flugreise! In der Nähe von Frankfurt an der Oder aufgewacht, wollte sie genau wissen, wozu der Briefkasten eigentlich da sei. Ich Unglückswurm widerholte der jungen Dame die Aufschrift des Kästchens in vollem Wortlaut: „Für Anregungen und Beschwerden." Was „Anregung" bedeute, wußte sie nicht. Mit dem Begriff „Beschwerde" war sie aber (seit sechs Jahren und achtunddreißig Tagen in Preußens Hauptstadt wohnhaft) naturgemäß vertraut, und ich mußte in allerhöchstem Auftrage der selbstbewußten kleinen Staatsbürgerin eine „dicke" Beschwerde an den „zuständigen Onkel im Büro" richten. Sie wandte sich in erster Linie gegen die Windstille! „Lieber Onkel im Büro," diktierte der minderjährige Fluggast, „mein Papa hat mir versprochen, daß wir schaukeln werden wie beim Karussell. Mein Papa hält immer Wort, und er hat den Flieger-Onkel aufgefordert, sofort zu schaukeln. Der hat ihn aber ausgelacht und wollte nicht nett sein. Viele Grüße Deine enttäuschte Lilly." Die Beschwerde wurde nun in den Kasten geworfen. Zwei Minuten später geschah aber das Unerwartete: Lillnchen kam doch auf ihre Rechnung. Seid mir gegrüßt, Ihr heiß ersehnten Böen! Ihr habt die Ehre der Fluggesellschaft und darüber hinaus meine persönliche Ehre gerettet. In der Erkenntnis, daß der kluge Mann immer vorzubauen hat, vertröstete ich nämlich meine Kleine trotz der hoffnungslosen Lage, in der wir uns bei der Windstille befanden, auf „später." Und behielt zu guter Letzt doch recht: Eine kleine Schaukelei begann. Klein-Lilly war selig: Nun hatte auch sie ihr persönliches Erlebnis. Was zwei Ergebnisse zeitigte. Erstens wollte sie die Maschine auch nach der Landung nicht wieder verlassen, und zweitens erklärte sie feierlichst (der Flugleiter, der Pilot und zwei andere Fluggäste sind meine Zeugen), daß die Reise mit dem Flugzeug doch entschieden schöner sei als mit der Eisenbahn.

Da muß ich die Fluggesellschaft schon bitten, die Beschwerde als hinfällig zu betrachten. Es wäre nämlich durchaus möglich, daß der Kasten für Beschwerden und Anregungen — auch wirklich geleert wird.

Vor 25 Jahren

Der erste Zusammenstoß mit Hottentotten bei Kub.

Von C. Jitschin, Oppeln. (Nachdr. verb.)

Am Grabe des Sendlings tränkten wir am 21. November noch einmal unsere Pferde. Wir hatten eine lange Durststrecke vor uns, mußten die ganze Nacht durchreiten, wenn wir unser Ziel erreichen wollten. Der bayrische Leutnant Donner ging auf eine seitliche Patrouille und ich übernahm seinen Zug.

Der Marsch war lang und eintönig. Neben mir ritt der kriegsfreiwillige Feldpater Schulte. Durch unsere Unterhaltung kürzten wir die Zeit. Die Reiter mußten wach gehalten werden. Schliefen sie ein, ritten sie die Pferde durch. Ab und zu stiegen wir ab und führten unsere afrikanischen Pferde. Einmal begegneten wir einer Mauktierkolonne, die leer von Kub kam. Wir hatten Muße, den Lauf des südlichen Kreuzes zu verfolgen und warteten sehnsüchtig auf den Morgenstern. In der Steppe bellten Schakale. Ab und zu hörten wir den schrillen Schrei einer Hyäne. Dann nahm auch jene lange Nacht ein Ende; und es wurde schnell Tag. In den Revieren „sangen" die Perlhühner ihren schrillen Gesang. In einem kleinen felsigen Flußrevier nahmen wir die Sättel von den müden Pferden. Zwischen den Felsen kochte ich schnell etwas Kaffee. Der tat den durchfrorenen Gliedern gut. Kaum hatte ich mich etwas hingestreckt, wurde: „An die Pferde" gerufen.

Im Weiterreiten begegnete uns ein Trupp Pferde und Maultiere. Er wurde von Eingeborenen in Schutztruppenuniform geführt. Der Führer, ein Hottentottensergeant, machte sein Honneur. Wir sprachen von Weidenmangel bei Kub und ahnten nicht, daß Pferde und Maultiere der in Kub liegenden Gebirgsbatterie im Morgengrauen geraubt worden waren. Wir hatten auch keine Zeit nachzudenken, denn vorn wurde plötzlich heftig geschossen. Zunächst glaubten wir an Gefechtsschießen der in Kub liegenden Kräfte. Bald hörten wir aber am unterschiedlichen Knall, daß mit 98ern und Henry-Martynigewehren geschossen wurde. Also war es da vorn ernst. Von der Spitze galoppierte ein Unteroffizier zurück; die Funken stoben. Er gab schon von Weitem das Zeichen „Galopp". Der Oberst Deimling jagte mit seinem Stabe an uns vorbei nach vorn. Bald ritten wir durch eine sattelförmige Vertiefung und sahen die weißen Zelte von Kub vor uns liegen. Da hatten wir auch schon die ersten Geschoßeinschläge in der geschlossenen Kompagnie. Die Lage war von unseren Führern schnell erkannt. Die Hottentotten hatten Kub bereits von drei Seiten eingeschlossen und schossen von den Höhen herab in die Station. Sie hatten die Sonne hinter sich und schossen daher mit den Sonnenstrahlen. Dadurch hatten sie ein leichtes Zielen. Wir schossen gegen die Sonne, die uns in die Augen brannte. Zu sehen war beinahe nichts. Der Gegner war gut versteckt.

Die zweite Kompagnie 1. Feldregiments, die alte kampferprobte Frankische Schar, hatte sich dem Feinde entgegengeworfen und war im Nu von beiden Seiten vollständig umklammert; sie befand sich in großer Gefahr. Wir kamen zur rechten Zeit. Meine Kompanie wurde auf den rechten Flügel des Gegners angesetzt und arbeitete sich im Fels- und Buschgewirr, stark beschossen, schnell vorwärts. Ich war mit meinem Zuge auf dem äußersten Flügel und versuchte hinter den gegnerischen rechten Flügel zu kommen, was mir auch bald gelang. Da bauten die Hottentotten ab. Vorsichtig lösten sie sich abteilungsweise aus der langen felsigen Feuerlinie und gingen zurück. Die Führung lag in fester, kampfgeübter Hand. Das Loslösungsgefecht gelang musterhaft. Die einzelnen Abteilungen nahmen immer wieder Aufnahmestellungen und unterstützten sich musterhaft durch Feuer. Ihre Toten und Verwundeten nahmen sie mit. Manchmal sahen wir, wie sie auf Pferden sitzend rückwärts geführt wurden. Als wir endlich unsere Pferde nachbekamen, war es für eine wirksame Verfolgung bereits zu spät. Wir sahen unseren Gegner bald in eine lange Staubwolke gehüllt auf der grasigen Pad nach Süden abreiten, während wir mit unseren Pferden noch im unwegsamen Felsgeröll steckten.

Kub war die am weitesten südlich gelegene Etappenstation. In die Station hatten sich verschont gebliebene Soldaten, Ansiedler, Händler und vor allen Dingen Buren geflüchtet. Zu ihrem Schutze war eine soeben aus Deutschland gekommene Ersatzkompagnie herangezogen worden. Als erste Kampftruppe war dann die 2. Feldkompagnie und eine halbe Gebirgsbatterie gefolgt. Diese Truppenteile schickten, wie dies üblich war, ihre Tiere des Nachts auf die Weide. Im Morgengrauen wurde dann die Pferdewache der Gebirgsbatterie abgeschossen. Die Räuber, die sich in deutschen Schutztruppenuniformen befanden, trieben danach die Tiere nach Norden zu ab. Das Täuschungmanöver gelang. Als wir den Trick erkannten, waren wir bereits so ins Gefecht verwickelt, daß wir an eine Verfolgung nicht mehr denken konnten. Eine Offizierpatrouille der Gebirgsbatterie, die durchaus die Pferde zurückerobern wollte, fiel größtenteils, darunter ihr Führer Oberleutnant Haack. Ohne unser Eingreifen wäre Kub verloren gewesen. Dieser erste Zusammenstoß mit dem Feinde zeigte uns seine Entschlußkraft und seine Kriegstüchtigkeit. Die feindlichen Führer standen den unseren ebenbürtig gegenüber. Ihre Landeskundigkeit machte sie uns sogar zeitweilig überlegen. Ein Rückzugsgefecht, wie wir es beim Gegner erlebten, hätte ein durch alle strategischen und taktischen Schulen gegangener deutscher Bataillons-Kommandeur nicht besser fertig bekommen. Trotz unseres scharfen Nachdringens kam in dieser Rückwärtsbewegung nicht die geringste Unruhe. Der Rückzug war ein Meisterstück vom alten Hendrik Witboy.

In Kub erwischten wir nach dem Gefecht noch einige feindliche Kundschafter, die sich dort eingeschlichen hatten. Ein schnell zu-

zusammengerufenes Feldstandgericht machte kurzen Prozeß; sie erlebten den Sonnenuntergang nicht mehr. Los der Spione!

Dann begruben wir unsere Toten.

Nach dem, was wir bei diesem ersten Treffen erlebten, wußten wir, daß der Krieg noch lange dauern würde.

Bunte Chronik

Ein technisches Riesenprojekt. Wie schon mehrfach wissenschaftlich errechnet worden ist, wird die Erde in weniger hundert Jahren so überbevölkert sein, daß sie ihre Bewohner nicht mehr ernähren kann. Es sind auch bereits die verschiedensten Theorien aufgestellt worden, wie sich die Menschheit dann helfen könne, aber meist sind dies utopistische Ideen. Der einzige Plan, der realisierbar zu sein scheint und bereits ungeheures Aufsehen erregt hat, ist das Projekt der Mittelmeersenkung von dem Münchener Regierungsbaumeister Hermann Sörgel, der soeben einen ausführlichen Artikel darüber in Heft 8 von „Reclams Universum" veröffentlicht. Das Mittelmeer erhält in jeder Sekunde 87 000 cbm Wasserzufluß vom Atlantischen Ozean und 3600 cbm vom Schwarzen Meer. Sörgels Projekt beruht nun darauf, diese Zuflüsse durch gewaltige Staudämme abzuschließen, wobei aber der Schiffsverkehr mittels Schleusen aufrechterhalten bleibt. Durch Verdunstung würde dann der Meeresspiegel jährlich 165 Zentimeter sinken. Da große Gebiete Nordafrikas noch unter dem Meeresspiegel liegen, können sie durch Anlage von Kanälen und Stollen bewässert werden. Auf diese Weise hofft Sörgel die ganze Sahara in fruchtbares Land zu verwandeln, wodurch ein Gebiet im sechzehnfachen Ausmaße des Deutschen Reiches bewohnbar wird. Wer sich für die hochinteressanten Einzelheiten von Sörgels Projekt interessiert, lese sie am besten selbst in „Reclams Universum" (Heft 8) nach. Der Preis dieses Heftes beträgt nur 50 Pf.; es enthält außerdem noch zahlreiche andere wertvolle Beiträge.

* **Wieder ein Opfer Tutankhamons.** Mr. Bethell, der Sohn und Erbe des englischen Lords Westbury, war als Mitglied der Expedition Howard Carters an der Entdeckung des Tutankhamon-Grabes beteiligt. Kurz vor seiner Verlobung mit einer jungen Engländerin starb er plötzlich auf unerklärliche Weise. Nachdem bereits acht Teilnehmer der Ausgrabungsexpeditionen, darunter Lord und Lady Carnarvon einen plötzlichen Tod fanden, scheint der Glaube an den „Fluch" des vor 3200 Jahren gestorbenen Pharaos eine neue Bestätigung zu erfahren.

m. **Eine neue Gabe der Rockefeller-Stiftung.** Nach einer Meldung aus Newyork hat die Rockefeller-Stiftung mehr als zwei Millionen Mark bereitgestellt, um in der Umgebung des Orange-Parks in Florida eine wissenschaftliche Versuchsstation über die Entstehung des Menschengeschlechtes zu errichten. Die Leitung dieser Station wurde der Universität in Yale anvertraut, die ein genaues Studienprogramm aufstellen wird, das sich auf die Affen, Schimpansen, Gorillas, Orang-Utangs usw. bezieht. Auf diese Weise sollen einige Probleme der Entstehung des Menschengeschlechts gelöst werden. Im Gegensatz zu den zoologischen Gärten und der Menagerien sollen die Affen nicht in Käfigen gehalten werden, sondern sollen in einem ihnen zugewiesenen Raum frei herumlaufen können. Die Untersuchungen der Wissenschafler werden sich in erster Linie auf den Einfluß der Vererblichkeit, des Lebenskreises und der verschiedenen Lebensbedingungen erstrecken, unter denen sich die normale Entwicklung vollzieht.

* **Achtzehn Löwen eingegangen.** Die Zirkuswelt betrauert den Tod von achtzehn guten Artisten: es sind die achtzehn Musterlöwen des Bändigers und Zirkusbesitzers Kapitän Schneider, der seit einigen Wochen sein Zelt in Bremen aufgeschlagen hat. Als in einer der letzten Nächte der Wärter nach den Tieren sah, fand er sie alle leblos im Käfig liegen. Die Löwen dürften einer Kohlendioxydgas-Vergiftung, entstanden durch Ausschwelung der Heizungsanlagen, zum Opfer gefallen sein.

* **Zehn Jahre Kerker für Majestätsbeleidigung.** Aus Belgrad wird gemeldet: Das außerordentliche Gericht zum Schutz des Staates verurteilte den angesehenen Arzt in Vrnjacka-Banje, Dr. Milan Simic, wegen Beleidigung des Königs und der königlichen Familie zu zehn Jahren Kerker, ferner wegen Beleidigung des Ministerpräsidenten Zivkovic und der Regierung zu einer Zusatzstrafe von einem Jahr Kerker. Bei der Bemessung der Strafe wurde als erschwerend die Schärfe der beleidigenden Ausdrücke angenommen.

* **Freispruch im Prozeß Mohr.** Vor dem erweiterten Schöffengericht in Düsseldorf hatte sich der Zahnarzt Dr. Mohr aus Barmen zu verantworten, der beschuldigt war, in der Nacht zum 3. Dezember v. J. auf einem Feldwege bei Ohligs die bewußtlose 27jährige Hausangestellte Emmi Weikert ausgesetzt zu haben. Mitangeklagt waren seine Begleiter bei der nächtlichen Fahrt, die 31jährige Frau Hildebrand aus Barmen und der Taxichauffeur Alberti aus Düsseldorf. Mohr bekundete, er habe die Weikert am Nachmittage des 2. Dezember v. J. besinnungslos auf dem Fußboden in den Räumen seiner Düsseldorfer Praxis vorgefunden. Der Hahn des Gasofens sei geöffnet gewesen. Mit Frau Hildebrand habe er beschlossen, die Weikert zu ihrer Mutter nach Barmen zu bringen. Infolge einer Panne sei es aber zu spät geworden, um noch nach Barmen zu fahren, und er habe daher die Weikert bei Ohligs ausgesetzt. Aehnlich sagte auch Frau Hildebrand aus, während der Chauffeur Alberti von der ganzen Sache nichts wissen wollte. Die ärztlichen Sachverständigen waren der Ueberzeugung, daß die Weikert an Gasvergiftung auch dann gestorben wäre, wenn sie sofort in sachkundige Pflege gekommen wäre. Das Gericht sprach alle drei Angeklagten frei, u. z. aus rechtlichen Gründen. Die ärztlichen Gutachten haben ergeben, daß die Weikert eine unrettbare Todeskandidatin war. Damit entfiel die Hauptbedingung einer Verurteilung wegen Aussetzung, da bei einer Aussetzung das Leben der ausgesetzten Person gefährdet sein muß. Eine Verurteilung wegen versuchter Aussetzung ist infolge einer Lücke im Gesetz unmöglich und eine Verurteilung wegen einfacher Körperverletzung war ebenfalls nicht möglich, weil diese einen Strafantrag erfordert, der in diesem Falle nicht gestellt werden konnte.

* **Garagenbrand in Charlottenburg.** Ein Großfeuer kam in Charlottenburg aus noch nicht einwandfrei festgestellter Ursache zum Ausbruch und verursachte erheblichen Schaden. Als die Feuerwehr auf mehrmaligen Alarm in großer Stärke an der Brandstelle ankam, stand dort eine Garage mit mehreren Kraftwagen schon in solcher Ausdehnung in Flammen, daß unverzüglich mit drei Schlauchleitungen vorgegangen werden mußte. Dadurch gelang es nach kräftigem Löschen, eine weitere Ausdehnung zu verhüten. Es konnte aber nicht mehr verhindert werden, daß mehrere Kraftwagen der Firma E. Hertling verbrannten und andere stark beschädigt wurden. Personen sind nicht verletzt worden. Der Schaden soll erheblich sein.

* **Der Schrecken von Geneva zur Strecke gebracht.** Die guten Bürger von Geneva im Staate Newyork können wieder ruhig schlafen. Seit Wochen war man in dem kleinen Orte aufs höchste beunruhigt durch ein geheimnisvolles Geschöpf von furchtbaren Ausmaßen, das von den Passagieren der den Hafen anlaufenden Dampfer immer wieder draußen vor der Küste gesichtet wurde. Uebereinstimmend berichtete man, daß es sich um ein riesiges Geschöpf handeln müsse, wenngleich alle nur den mit ungeheuren Hörnern besetzten Kopf, der sich zwei Meter lang über dem plumpen Halse erhob, gesehen hatten. Kürzlich taten sich nun einige beherzte Männer von Geneva zusammen, um dem Ungeheuer den Garaus zu machen. In mehreren schnellfahrenden Motorbooten, mit Maschinengewehren, Handgranaten und sonstigen modernen Mordwerkzeugen bewaffnet, zog man aus. Bald war das Fabelwesen, das ruhig im Wasser zu treiben schien, entdeckt, von den Booten in weitem Halbkreise umringt und mit lebhaftem Maschinengewehrfeuer angegriffen. Auf das geheimnisvolle Geschöpf schien das aber nicht den geringsten Eindruck zu machen. Es rührte sich überhaupt nicht. Endlich wagten sich die kühnen Schützen näher heran, und jetzt erkannten sie, daß alle einem Spaßvogel zum Opfer gefallen waren. Dieser Witzbold hatte einem großen eisernen Petroleumfaß eine fürchterliche Fratze aufgemalt und geschickt zwei große Hörner aus Holz daran befestigt. Ein Handgranatenwurf führte jetzt schnell das Ende des Ungeheuers herbei.

* **Die verhängnisvolle gefundene Pistole.** Ein Schutzmann in Kobe erschoß seinen Kameraden mit einer von einem Schuljungen gefundenen Pistole. Der kleine japanische ABC-Schütze entdeckte das gefährliche Ding auf seinem Schulwege. Er faßte es mit spitzen Fingern an und brachte es unverzüglich zu dem nächsten Polizisten Koboyuschi. Der entschloß sich zu einer sofortigen Entladung der Waffe. Während der Finder und zusammengelaufene Leute ihn bei dieser Arbeit beobachteten, kam die Ablösung des Schutzmannes und bahnte sich mit ein paar kräftigen Stößen den Weg zu ihm. Durch den plötzlichen Lärm wurde Koboyuschi aus seiner Beschäftigung mit der Pistole aufgeschreckt, sah einen Augenblick hoch und hörte gleichzeitig schon zu seinem Entsetzen den Schuß, der seinen Kameraden niederstreckte. Durch eine plötzliche unkontrollierte Bewegung war noch eine Kugel der gefundenen Pistole abgefeuert worden. Der bedauernswerte Schutzmann trug eine schwere Bauchverletzung davon, die ihn das Leben kostete.

* **Die Maus auf dem Tennisplatz.** Einen unerwarteten Abschluß fand kürzlich ein Wettkampf zwischen Frau Beamish, einer der ersten englischen Tennisspielerinnen, und einer weniger bekannten Größe. Die beiden Gegnerinnen waren in lebhaftem Ballwechsel, als plötzlich ein Schreckensruf ertönte, der Tenniscrack seinen Schläger fallen ließ und in fluchtartiger Eile den Kampfplatz verließ. Im nächsten Augenblick folgte die andere Spielerin diesem wenig rühmlichen, für die Zuschauer zunächst unerklärlichem Beispiel. Was war geschehen? Ein Mäuslein hatte sich wohl auch einmal ein Tennisturnier ansehen wollen, war aber unglücklicherweise von den Spielerinnen bemerkt worden und hatte diese in die Flucht gejagt. Jetzt spazierte es friedlich auf dem grünen Rasen herum, beschnupperte neugierig die in der Eile fortgeworfenen Schläger und Bälle und verschwand dann ebenso plötzlich wie es aufgetaucht war. Es dauerte eine geraume Weile, ehe die Spielerinnen sich so weit gefaßt hatten, daß sie den Wettkampf fortsetzen konnten. Mrs. Beamish war von dem Anblick des „Untiers" so mitgenommen, daß sie, obwohl ihrer Gegnerin haushoch überlegen, Mühe hatte, den Wettkampf zu gewinnen.

* **Die Rache der Krähen.** Aus Warschau wird gemeldet: Ein seltener Vorfall spielte sich in einem Park auf der Pomorskgstraße ab. Der 17jährige Schüler Jan Kasiner war auf einen Baum geklettert und wollte ein dort befindliches Krähennest zerstören. Plötzlich stürzte sich ein großer Krähenschwarm auf den Baum und überfiel den Vorwitzigen. Der Bursche stürzte von dem Baumwipfel, blieb aber in den starken Aesten hängen. Nun hieben die Krähen mit ihren starken Schnäbeln auf ihn los. Es wurde schließlich die Feuerwehr gerufen und einige Schutzleute begannen gegen den Baum zu schießen, wobei man achtgeben mußte, um den Bedauernswerten nicht zu treffen. Erst jetzt flogen die Krähen davon. Feuerwehrleute brachten den Burschen herunter, der unterdessen das Bewußtsein verloren hatte. Er hatte am ganzen Körper, insbesondere am Kopfe und Gesichte schwere Verletzungen davongetragen und mußte ins Spital geschafft werden.

Technik und Verkehr

Die Ferngas-Frage

Die deutsche Industrie hat seit der Inflation eine derart beispiellose Wiederaufbauarbeit geleistet, daß die ganze Welt hierüber ins Staunen geriet. Mit beherztem Entschluß gingen alle Unternehmungen zur Rationalisierung ihrer Betriebsmethoden über und erzielten dadurch wirtschaftliche Erfolge, die wieder die Grundbedingung für den Aufschwung von Industrie und Handel waren. Einer der genialsten Gedanken, die in den letzten Jahren im deutschen Wirtschaftsherzen an der Ruhr geboren wurden, ist unzweifelhaft die Idee, durch Fernleitungen das in den Großkokereien in steigendem Maße überschüssige Gas der gesamtdeutschen Wirtschaft zugutekommen zu lassen. Die Wirtschaftler waren sich über die unleugbaren Vorteile dieses Projekts von vornherein einig, und weite Verbrauchsgebiete würden sicherlich heute schon mit billigem Gas aus Fernleitungen gespeist, wenn in dieser Frage von Anfang an nur die wirtschaftlichen Gesichtspunkte zu entscheiden gehabt hätten. Leider traten jedoch die Kommunen auf den Plan und begannen eine Gegenoffensive, die die Geister derart verwirrte, daß die Klarheit des Denkens in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag verloren gegangen ist.

Weshalb nun mischten sich die Kommunen in ein rein wirtschaftliches Problem, das im engeren Ruhrgebiet sich schon seit mehr als 20 Jahren aufs Beste bewährt hat? Die Städte behaupten, daß die „Industriebarone" an Rhein und Ruhr einen neuen Eroberungsfeldzug gegen die Wirtschaftsfreiheit versuchen, indem durch die Monopolisierung des Gasbezugs jedes Werk und jede Haushaltung der Willkür einiger Generaldirektoren ausgeliefert werde. Ganz anders sei es bei der örtlichen Gaserzeugung, die völlig unabhängig sich dem jeweiligen Verbrauch anpassen könne. Es lohnt sich, dieses Monopolgespenst etwas näher zu untersuchen, und es darf uns niemand verübeln, wenn wir dabei zu Einsichten kommen, die von den Kommunen absichtlich verschwiegen werden.

Jeder Stadt ihr eigenes Gaswerk. Unter dieser Devise fechten heute noch die Kommunen. Die Forderung fängt jedoch an, historisch zu werden, denn selbst Städte wie Essen, Gelsenkirchen usw. können ohne eigene Gaswerke auskommen und ziehen daraus sogar manchen Vorteil. Es ist jedoch nicht die reine Freude an der Gasproduktion, die die Städte in ihrem Egoismus leitet, sondern die sehr materielle Gewißheit, daß sie durch ein Gasmonopol in ihrer Stadt die Preise ganz beliebig festsetzen, die Gewinnrate aus dem Gaswerk also in die Höhe schrauben können. Wenn auch der Verbraucher von dieser indirekten Gassteuer nicht entzückt ist, so füllt sie wenigstens ein großes Loch in dem nie übervollen Stadtsäckel. Diese kommunale Gaspolitik ist bis zur Stunde das größte Hindernis für eine großzügige Gaswirtschaft gewesen. Die Ansicht ist jedoch widersinnig und kurzsichtig zugleich, was sich schon aus der Ueberlegung ergeben müßte, daß die Städte nach wie vor eine Gewinnspanne einschalten können und daß diese um so kleiner zu sein braucht, je schneller sich der Gasverbrauch hebt. Und hierin liegen den Städten heute noch vielfach unbewußte Möglichkeiten. Gerade die industriellen Großverbraucher werden in Zukunft die Hauptabnehmer von Ferngas sein, also eine Gruppe, die seither in der Hauptsache Kohle als Brennstoff verbrauchte, ohne daß die Städte auf den Einfall gekommen wären, auch diesen Rohstoff zu monopolisieren.

Eine sieghafte Idee läßt sich jedoch durch irgendein willkürliches Rechenexempel nicht aufhalten. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß in die Abwehrstellung der Kommunen schon große Breschen geschlagen wurden. Hannover war die erste Großstadt außerhalb des Ruhrgebiets, die sich für den Ferngasbezug entschied, und der Leitungsbau ist inzwischen soweit vorgetrieben, daß wahrscheinlich noch in diesem Jahre der Anschluß dieser Stadt und aller anderen, die auf dem Wege dorthin liegen, erfolgen kann. Die heftigste Gegnerschaft entfaltete Frankfurt a. M. und — in seinem Gefolge — Köln. Beide Städte ließen sich in ihrer blinden Obstruktion sogar vor etlichen Jahren zu einem Kohlenfelderkauf am linken Niederrhein hinreißen, ein Projekt, das die Frankfurter Gasgesellschaft nun nach Millionenverlusten schwimmen lassen muß. Die Entwicklung ist über diesen Widerstand hinweggegangen, und heute hat sich auch Köln für Ferngas entschieden. Auch Frankfurt steht nicht mehr ganz abseits. Es wird also nicht mehr lange dauern, bis die Tatsache der Gasfernversorgung von Westfalen aus zur Mainlinie vorstößt und eine weitere Leitung rheinaufwärts bis Koblenz, Mainz und Frankfurt in Betrieb kommt. Von da aus ist der Vorstoß bis Darmstadt und weiter nach Süden nicht mehr schwierig.

An der südwestdeutschen Großgasversorgung wird auch das Saargebiet maßgebend beteiligt sein. Das ist der erste praktische Versuch zur Rückgliederung des Saargebiets an das Reich, eine Zukunftsfrage, die wirtschaftlich und politisch von allergrößter Bedeutung ist. Ein weiter nationalwirtschaftlicher Gesichtspunkt kommt hinzu. Die englische Kohle ist von Monat zu Monat infolge ihrer günstigen geologischen Lagerung, der verlängerten Arbeitszeit und verbilligten Wasserfracht mit größerem Erfolge bestrebt, ihr süddeutsches Absatzgebiet auszuweiten, und gar viele kommunale Gaswerke scheuen vor der Bevorzugung der ausländischen Kohlen nicht zurück. Nur durch die Gasfernversorgung kann Süddeutschland aber dermaßen billig mit Brennstoff versorgt werden, daß die britische Konkurrenz sich von selbst ausschaltet, ohne daß es verlustreicher Kampfpreise der deutschen Kohlenwirtschaft bedarf, wie das z. B. von der Wasserkante bis nach Berlin der Fall ist.

Das sind, von der günstigen Preisgestaltung ganz abgesehen, einige Beweise dafür, daß der Ferngasidee in der deutschen Großwirtschaft die Zukunft gehört, weil sie die Produktions- und Kalkulationsgrundlagen in günstigem Sinne zu beeinflussen imstande ist. Und gar manche Kommune wird in anderen Jahren bedauern daß sie ein wirtschaftliches Problem aus verwaltungstechnischen Gesichtspunkten heraus mit wenig Sachlichkeit bekämpft hat, wodurch viel Geld und kostbare Zeit unnütz vertan worden sind. Darum fort mit dem Schlagwort gegen bessere Einsichten.

Deutschland — der führende Motorradfabrikant

Während die deutsche Automobilindustrie nicht nur organisatorisch-kaufmännisch notleidend ist, sondern sich auch der Absatz durch die starke Ueberfremdung des deutschen Marktes mit ausländischen Erzeugnissen sehr schwierig gestaltet, hat der kleinere Bruder des deutschen Automobils, das Motorrad, eine sehr günstige Entwicklung — wenigstens was die zahlenmäßige Herstellung anlangt — zu verzeichnen. Besonders der Absatz von Kleinkrafträdern hat eine sprunghafte Aufwärtsbewegung gezeigt. Betrug die gesamte Kleinkraftrad-Produktion im ganzen Jahre 1927 nur 11 713 Räder, so bezifferte sie sich im ersten Halbjahr 1928 bereits auf 18 000, und in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres stieg diese Zahl auf 45 300 Räder. Diese Absatzziffern des Vorjahres wurden in den Monaten Mai und Juni 1929 ganz erheblich übertroffen. Mit einer Gesamtproduktion von 61 800 Stück wurden im ersten Halbjahr 1929 zehnmal mehr Kleinkrafträder hergestellt als im gleichen Zeitraum 1927. Freilich ging diese starke Ausdehnung des Kleinkraftrades zum Teil auf Kosten der Groß-Maschine, die schließlich auch durch das Kleinauto eine gewisse Begrenzung ihre Absatzmöglichkeiten erfährt. Die Gesamterzeugung der Großkrafträder im ersten Halbjahr 1929 blieb mit etwa 41 500 Einheiten um etwa 10 % hinter dem Umsatz in der gleichen Zeit des Vorjahres zurück. Schließt man von der Produktion des abgelaufenen Halbjahres auf die Gesamterzeugung 1929, so wäre alles in allem doch ein beispielloser Aufschwung der deutschen Motorradindustrie anzunehmen.

An Groß- und Kleinrädern zusammen betrug die Erzeugung — soweit sie statistisch genau zu erfassen ist — bis Ende Juni d. Js. 103 300 Stück gegen 64 010 in der gleichen Zeit des Vorjahres, aber 140 000 Stück Gesamtproduktion 1928. In diesen Ziffern soll jedoch die beträchtliche Zahl von Krafträdern nicht enthalten sein, die, von mittleren und größeren Fabrikationsstätten zusammengesetzt, sich der statistischen Erfassung entziehen. Unter Einschluß dieser Betriebe ist die deutsche Gesamtproduktion im ersten Halbjahr 1929 auf etwa 115 000 Krafträder zu schätzen. Entsprechend der Umsatzentwicklung in der zweiten Hälfte der Jahre 1927-28 wird man annehmen dürfen, daß die deutsche Motorradindustrie im laufenden Jahre wenigstens 190 000 Räder auf den Markt bringen und sich damit vor England, dessen Erzeugung sich in den beiden letzten Jahren auf etwa 160 000 Motorräder belief, und weit vor den Vereinigten Staaten an die Spitze der Weltproduktion stellen dürfte. Es wäre interessant, einmal festzustellen, wieviel von den hergestellten Krafträdern im eigenen Lande verbraucht und wieviel exportiert werden.

Eine Untergrundbahn für Venedig

Nach vielen Jahren, in denen immer neue Pläne für die Umgestaltung des Verkehrs der Lagunenstadt geschmiedet und erörtert wurden, hat man jetzt endgültig einen Plan gefaßt, der bald zur Ausführung gelangen soll. Die gegenwärtige Eisenbahnbrücke, die von Venedig zum Festland führt, soll durch eine breite andere Brücke ersetzt werden, die zu der bisherigen parallel läuft, und außerdem soll die Stadt eine Untergrundbahn erhalten, die durch die ganze Stadt bis zu dem Ende der gegenwärtigen Eisenbahnbrücke bei S. Elena läuft. Diese Untergrundbahn wird zweimal unter dem Großen Kanal hindurchgehen, einmal an der Eisenbahnstation und dann an der Rialto-Brücke. Da die Häuser Venedigs auf Holzpfählen erbaut sind, so hat es sich als unmöglich erwiesen, eine Untergrundbahn nach dem heute üblichen Verfahren anzulegen. Man denkt dann, die Häuser, die über dem in Aussicht genommenen Tunnel stehen, einzureißen, dann einen tiefen Graben anzulegen, einen festen Tunnel zu erbauen und darüber wieder die Erde aufzufüllen und die Häuser von neuem zu errichten. Die Richtung der Untergrundbahn ist so angelegt, daß kein Gebäude von geschichtlichem oder künstlerischem Wert niedergerissen zu werden braucht.

Eine neue Brücke für Florenz

Die Verhandlungen über den Bau einer neuen Brücke über den Arno, die die Florentiner seit 1925 beschäftigen, sind jetzt zum Abschluß gelangt, indem ein Plan die Zustimmung des Florentiner Magistrats gefunden hat. Man hat sich lange über die beste Lage und Ausführung dieser Brücke gestritten. Zwölf Architekten lieferten bei dem ersten Preisausschreiben Zeichnungen und Modelle, von denen der Prüfungsausschuß die drei besten auswählte. Das zweite Preisausschreiben, das 1927 stattfand, hat jetzt dazu geführt, daß der Plan des jungen Florentiner Architekten Bruno Ferrati zur Ausführung angenommen wurde. Die neue Brücke wird in der Nähe des alten Ponte Sospeso gebaut, da sich diese Brücke im schlechten Zustande befindet und den Verkehrsanforderungen nicht mehr genügt. Der preisgekrönte Entwurf sieht eine Brücke mit drei Bogen vor, die in ihren anmutigen Linien dem Ponte Santa Trinita ähnlich ist. Sie wird 422 Fuß lang und 60 Fuß breit sein und einen Fahrweg von 42 Fuß und einen Fußweg von 8 Fuß Breite auf jeder Seite aufweisen. Der Bau, der in 28 Monaten fertig sein soll, wird 7 650 000 Lire, also etwa 1 700 000 Mark verschlingen.